Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 21 (1931)

Heft: 6

Artikel: Eynars Töchter [Fortsetzung]

Autor: Speck, Georg

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-634742

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 6
XXI. Jahrgang
1931

Bern,
7. Februar
1931

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Einen Schlitten muß ein Junge haben.

Von Emil Weber.

Einen Schlitten muß ein Junge haben.
Im Sommer kann er barfuß traben
Durch Gras und Klee;
Liegt aber im Winter Eis und Schnee,
Dann geht's mit Hurra hinunter die Höh.
Einen Schlitten muß ein Junge haben.

Hui, das ist ein Vergnügen,
Wie der Wind so geschwind dahin zu fliegen!
Es knirscht der Schnee;
Der Schlitten saust hinunter die Höh
Und gleitet, hui! über den See,
Einen Schlitten muß ein Junge haben!

Aber still sitzen und nicht wippen!
Sonst könnte, wupp! der Schlitten kippen.
Und du liegst, o weh!
Mit der Nase im Schnee,
Und der Schlitten saust hinunter zum See,
Und es lachen alle Knaben —
Einen Schlitten muß ein Junge haben!

Eynars Töchter.

Roman von Georg Speck. 6

Dann kam das Schloß. Es lag halb verschüttet in die Erde gesunken. Nur der Turm mit dem steilen Dach ragte in den Himmel hinein, wuchtig und hoch. Von den weißen zackigen Galerien tropfte das Mondlicht silbrig über luftige Gänge, die auf hohen nächtlichdunkeln Bogen ruhten. Hinter einem Spitzentor breitete sich ein Platz mit großen Bäumen. Im Schatten eines Parkes versank traumhaft ein Herrenhaus. In einer Ecke stand neckisch, wie ein zierlicher Spuck, ein Türmchen, von dem eine schmale, leichte Treppe in eine schwindelnde Tiefe führte. Dort unten wallten dunkle Blätterwogen, dehnte sich im Mondschein weithin ein Meer von Schilf, blinkte, metallisch glänzend, das Wasser des Sees, an dessen jenseitigem Ufer zitternde Lichter waren, hingestreut auf den Samt der Nacht wie glänzende Sterne.

Er begann schüchtern: „Hier ist es schön. Die Stadt, das Land, die Nacht, alles das ist so schön wie Sie. Ich glaube, ich müßte sterben, wenn ich sie nicht mehr sähe, wie wenn ich Sie nicht mehr sehen dürfte.“ Er setzte grüblerisch hinzu: „Und doch quält ihr mich: die Stadt, die Nacht und du. Ich bin jetzt ganz still, weil ich glücklich bin. Aber ich weiß, in diesen warmdurchhauchten Sommernächten brennt mir das Herz im Leibe. Alles ist dann wunderbar und voll Sehnsucht. Der Duft der Blumen ist stärker als sonst. Man quält sich um ein Lied oder um eine Frau wie um Seligkeit und Erlösung. Und überall ziehen die stillen weißen Straßen und locken, man weiß nicht wohin, daß man aufspringen möchte und wandern, immerzu. Es ist schön und traurig zugleich.“

Er sah sie an. Aber sie hatte sich abgewandt. Ihr Gesicht war im Schatten der großen Bäume.

Nach einer Weile gingen sie schweigend weiter. Eine schmale Gasse nahm sie auf. Zwischen hohen alten Mauern war das holperige Pflaster weich wie ein Teppich vor überquellendem Gras und Moos. Am Ende winkte das Leben der Stadt, muntere Gassen, wandernde Paare, lachende Gruppen, scherzende Menschen inmitten eines Lichterreigens.

„Sie machen noch immer Verse“, sagte Florentine. „Sie sollten sie drucken lassen.“

Er staunte. Sie war fast zehn Jahre jünger als er und doch so klug! Er war manchmal wie ein Kind gegen sie. Aber ihre Klugheit, ihre kühle Klugheit brachte ihn zur Verzweiflung, brachte ihn gegen sie auf als etwas Verletzendes, Unzartes. „Wie“, begann er, „wie kann ich so etwas drucken lassen? Ich bin nicht sicher, ob was ich schreibe wirklich gut ist. Und es widersteht mir unsäglich, damit Schacher zu treiben.“

„Sie sind eigensinnig", warf sie ein.

Er fuhr fort: „Ich schreibe es aus Sehnsucht, aus Not, um mir Luft zu machen. Wie kann ich es einer unbekannten Menge geben? Es ist ein Stück meines Selbst. Und ich schreibe es nur für Sie, nur für Sie."

„Ach", sagte sie resigniert und tonlos, „Sie sind ein Dichter."

Er erschrak und dachte: Sie sagt es, als heiße das, ich sei ein unbrauchbarer Mensch, ein Dummkopf und Nichtsnutz. Und er bat: „Kann ich etwas dafür, daß ich so bin! Mit Ihnen würde ich besser. Oh, ich wollte, ich wäre reich, dann würden Sie das nicht sagen und mich eher ernst nehmen. Nachts, wenn ich nicht schlafen kann, weil ich Heimweh habe und ganz krank davon bin, mache ich mir Luft in dieser Weise. Es ist wie eine Erlösung, ich werde davon, wenigstens für kurze Zeit, gesund, und wenn ich sie Ihnen geben darf, bin ich glücklich."

Er suchte in seiner Tasche und zog ein Heftchen hervor: „Das habe ich gestern geschrieben", begann er unsicher. „Darf ich es Ihnen zeigen?"

Sie blieben stehen. Die enge stille Gasse war fast zu Ende. Aus den fensterlosen hohen Mauern sprang ein zierliches Dächlein hervor. Steinstufen führten zu einem Portal, durch einen hohen Rundbogen, hinter dem mit der heiteren und anmutigen Phantasie, die in dieser Stadt jedem Dinge eigen war, schwippende Gewölberippen sich festlich schwangen. Es war eine längst verlassene Kapelle. Aus den nahen, hellen Gassen drang ein Lichtschimmer in das Dunkel und zu ihr hin.

„Schön", rief er voll Andacht. „Ist das nicht schön? Kommen Sie!"

Er klinkte die Türe auf und sie folgte wirklich hinterher. In einem der eisernen Kandelaber fand sich beim Scheine eines Streichholzes ein Kerzenrest, den er anzündete. Sie sah ihm ruhig zu. „Lesen Sie also", sagte sie.

Aber er wollte nicht. „Ach nein", bat er verlegen. „Ich kann nicht. Ich weiß nicht warum. Meine Sachen machen mir eigentlich nur im Augenblick Freude, nachher sehe ich immer so viele Mängel, daß sie mich abstoßen. Und beim Vorlesen bin ich immer stark befangen. Ich glaube, weil ich mich schäme. Lesen Sie selbst."

Sie nahm das Heftlein, neigte sich zur Kerze — wie ein Heiligenbild, dachte er entzückt — und las langsam:

In der Nacht.

Still... Still...
Das ferne Ticken einer Uhr,
Ein stiller Glanz verirrten Lichts
Im Dunkel sanft ersterbend.
Die Nacht mit ihrem warmen Atem
Ist schwer und schwül wie ein Verlangen,
Ist wie ein Traum
Von Frühling und von Liebe,
Von Seligkeit erfüllt und trunken
Und bekränzt mit süßem Flieder.

Nun bist du doch gekommen.
Du hast mir weh getan, so weh.
Oft warst du hart vor Stolz,
Mit herbem Mund und kalten Augen.
Nun sind darunter liebe, müde Schatten,
Wie liebend sie nun auf mir ruhn,
Voll Zärtlichkeit und so voll Güte,
So tief, wie deiner Seele stiller Schrein.
O du! Wie hast du sie versteckt und mich gequält,
Und doch sah ich ihr Bild in deinen Augen
Und wußte, daß du sie verbargst,
Ein goldner Ring im tiefen, tiefen See.

Mein Kindersinn geht über blaue Brücken
Ins weite, weite Märchenland des Glücks.
Die Hände schwer von Blumen und von Kränzen
Erwart' ich dich.
Reich' deine Lippen mir
Und laß mich trinken, trinken!
Du Schwester meiner Seele.
Es klingt mein Blut von Melodien,
Da deine Arme wie ein Zauberring
Mir meiner Seele Ruhe schenkt
Und alle Seligkeit des Glücks.
Oh, wie die Frühlingserde in der Sonne
Bist du.

Einst klagte ich
Und weinte nächtelang um dich
Und wollte sterben, weil du mich verschmäht,
Denn alles, was ich je vom Glück geträumt
Und mir ersehnt in schlummerlosen Nächten,
Was mir das Herz erfüllte mit Musik
Und in mir sich nach Schönheit sehnte,
Ruhlos nach Schönheit und nach Rhythmus rang,
Das bargst du mir.

Doch nun ist alles gut.
Umschlinge mich, daß ich dich liebe,
Mit aller Zartheit, aller Glut,
Die ich voll Leid für dich gespart,
Da ich so weh und krank
Umsonst nach deiner Seele suchte.

Sie richtete sich auf und sah ihn an. In ihren stolzen Augen flimmerten wieder goldene Lichter. Sie schienen wie goldene Sterne und darunter lagen plötzlich dunkle, müde Schatten.

„Das", sagte sie langsam und gepreßt und mit einem Ausdruck großer Müdigkeit, „das dürfen Sie mir nicht mehr schreiben."

Er rief erstaunt und heftig: „Aber warum denn? Wenn ich es doch fühle!"

Sie hob ihre Hände gegen das Licht. Er bemerkte erst jetzt, daß sie plötzlich Handschuhe trug und freute sich, wie das dünne braune Leder so weich die vollendeten Formen ihrer Hände wiedergab. Sie zog den rechten Handschuh aus, bot ihm die Hand und ging davon, ehe er sich besann.

Er erwachte wie aus einem Rausch. Eine tiefe Sehnsucht faßte ihn und eine große Angst, sie zu verlieren. „Flor!" rief er, „Flor!" Aber sie wandte sich nicht um. Und er kehrte mit schwerem Herzen durch helle Gassen und lachende Menschen nach Hause zurück.

Oben in dem hohen Doktorhause öffnete in diesem Augenblick Frau Agnes zum drittenmal das Mädchenzimmer neben der Galerie und fragte mit leisem Rufen: „Florentine! Flor, schläfst du?"

Winterpracht.

† Gottfried Straßer,
Grindelwald.

Wie schön mein Schweizerland
Im blanken Winterkleide!
Sagt nicht, im Sommer nur
Sei's eine Augenweide.

Vereist der Felsen Grau,
Wie blinken weit die Matten!
Reifduftig schimmern selbst
Der Wälder dunkle Schatten.

Durch keinen Dunst gehemmt,
Nur wie zu Scherz und Wonne
Sich bergend hier und dort,
Lacht uns die liebe Sonne.

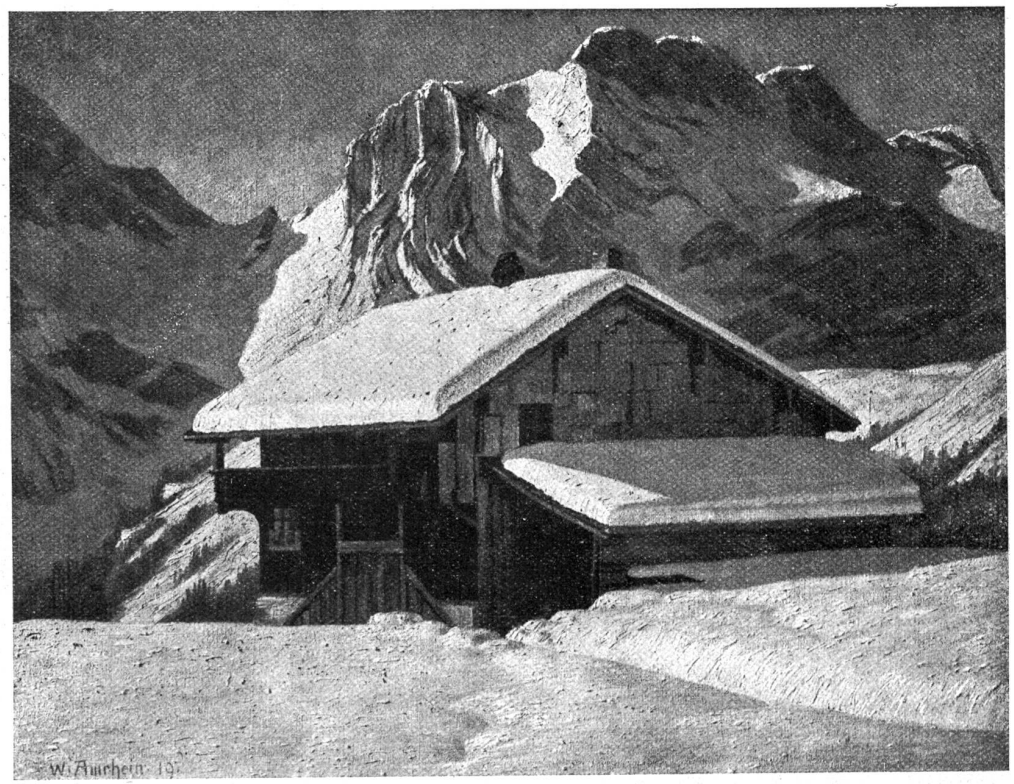
Den Bergeshäuptern küßt
Sie früh die starren Stirnen
Und zaubert Rosenduft
Des Abends auf die Firnen.

Des Schnees Teppich dämpft
Behutsam alle Laute,
Wie wenn der Herr der Welt
Ein groß' Geheimnis baute.

Er baut im Alpental
Die Ruh' der Ewigkeiten,
Ich seh' im Mondenschein
Die Engel niedergleiten.

Ein wundersamer Schein
Fließt auf die Schneegefilde.
Die Berge stehen da
Wie andrer Welt Gebilde.

Ein ferner Jauchzer nur,
Dann wieder heil'ges Schweigen.
O Winterland, o nimm
Auf immer mich zu eigen!



W. Amrhein — Berg-Winterlandschaft.

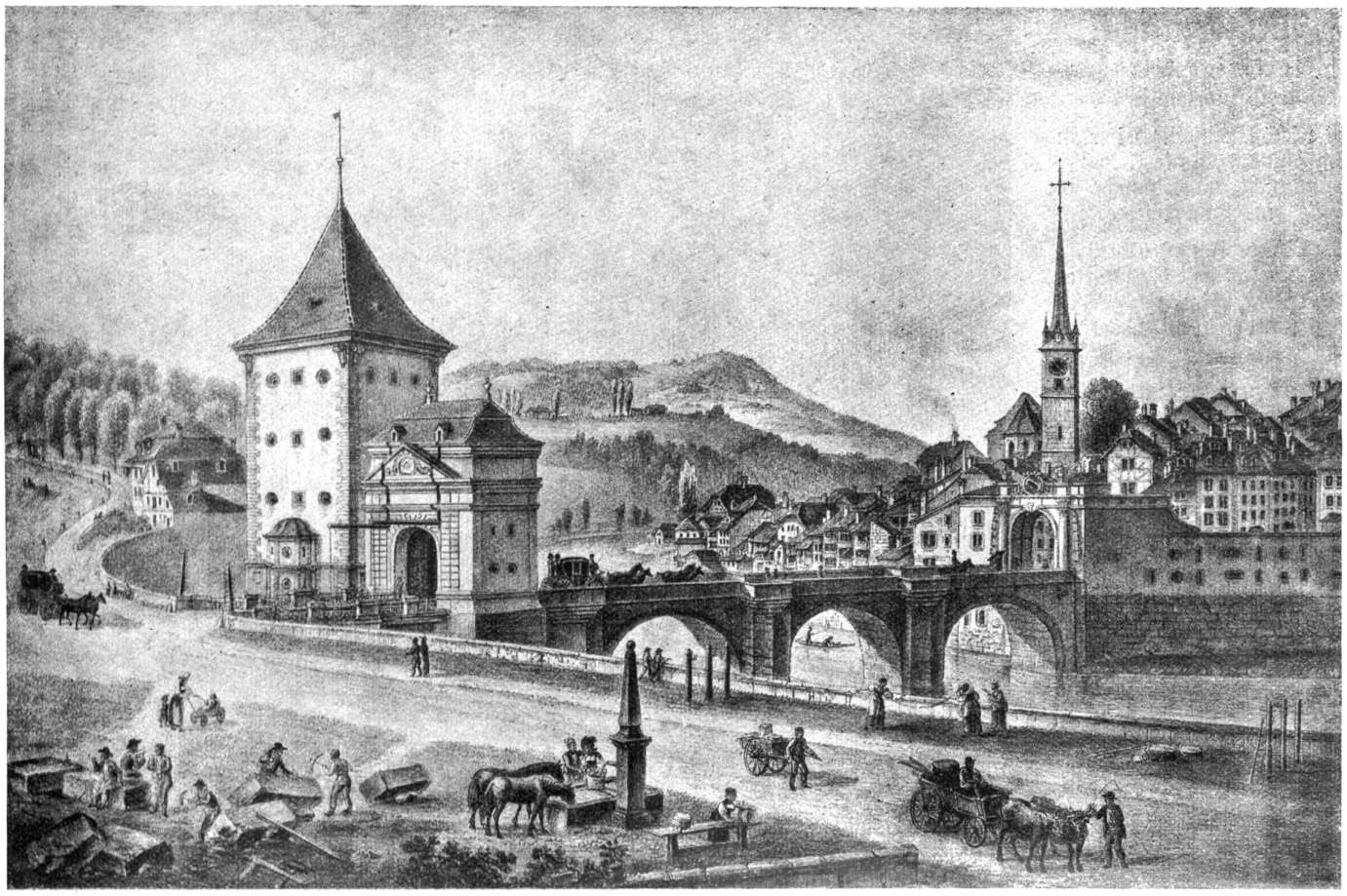
IV. Destillationen.

Als am nächsten Nachmittag das Wartezimmer des Doktors erschöpft war, legte er die Hände auf den Rücken und ging mit vollem Behagen zur Haustüre hinaus, schlenderte die Arkaden hin, neben den Bänklein der städtischen Lebenskünstler vorbei, die um diese Zeit wohl irgendwo vor dem Tore schliefen, und nahm seinen Weg links nach dem „Zehnthof". Er genoß von den schattigen Lauben her aus voller Seele die besonnten Gassen. Der „Zehnthof" war eine städtische Pachtung, uralt, mächtig hingestellt, mit zierlichen Fenstern, einem weitvorragenden, mächtigen Giebel, von dessen Luke jahraus, jahrein das armdicke Seil des Aufzuges wie von einem Galgen niederbaumelte. Durch ein großes Tor und einen düsteren Flur sah man hinten einen Garten, der ohne Blumen und nur mit etlichen alten Bäumen besetzt war. In weitem Viereck war er umstellt von einem Wirrwarr von Ställen, Winkeln und Schuppen, gekrönt von krausen Giebeln und wurmstichigen Lauben. Die Räume, obwohl reichlich vorhanden und nicht ohne die malerische Behaglichkeit alter Nester, wurden selten als Hotel benutzt, denn es wimmelte von Ratten darin. Im Garten war hin und wieder ein Fest, wenn immer das lebensfrohe muntere Volk einen Anlaß fand zu Festen, was leicht und gern geschah. Aber an den wöchentlichen Markttagen war hier ein buntes Gewimmel von bäuerlichen Kaleschen, Bernerwägelchen und Vehikeln aller Art für Mensch und Vieh, die hier ihr Absteigequartier hatten.

Heute war kein Markttag und auch kein Fest. Der Pächter, ein kleines Männchen, das oft halb und manchmal auch ganz betrunken war, in der Zwischenzeit aber in einem Dämmerzustande dahin lebte, fegte verdrossen und schläfrig den Platz vor dem Hause. Seine Frau, adrett und schlank, ja fast vornehm in Ansehen und Gehaben und sehr tüchtig im Fach, seine Frau, sagten die Leute, lasse ihn sich ruhig zu Tode saufen, da sie ihn nur genommen, weil es die Mutter so gewollt und der andere, der rechte, noch immer in Ehren auf sie warte. Sie, die Leute, fügten so zum romantischen Milieu den romanesken Geist, denn sie waren heiter, wie ihre sonnigen Giebel, wundersüchtig wie all die heimlichen Winkel, boshaft wie das Katzenbuckelpflaster und geschwätzig wie ihre Brunnen.

Da der Garten leer war, gedachte der Doktor den Syndikus in der Gaststube zu finden. Und er fand ihn dort, inmitten eines Trüppleins honorer Bürger, die vor dem riesigen Schenktisch oder Büfett standen, kauerten und knieten und eifrig disputierten. Altersdunkel und von ungewöhnlichen Maßen, wie schon gesagt, war es geschnitzt wie ein flandrischer Festaltar. Irgendein Liebhaber oder Antiquar hatte es diesen Morgen zufällig zu Gesicht bekommen und sogleich ein kleines Vermögen dafür geboten. Der Wirt war geneigt, es zu verdienen, aber die Stadt, und in diesem Falle der Syndikus, machte das Grundrecht geltend und wollte nichts von dem Handel wissen.

„So geht es", sagte der Syndikus, mit Abscheu und Ueberzeugung hinter seinem Handrücken zu dem Doktor. Und er fuhr offen und rhetorisch fort: „Wie? Vielleicht vierhundert Jahre steht dieses großartige Möbel hier und keiner hatte es angesehen. Nun gebärden sie sich wie die Fliegen auf dem Zucker. Nicht wahr, Frau Wirtin? Man beachte diese wundervolle Raumteilung, rein gotisch, diesen Früchtekranz, diesen Fabelzug! Ganz erstaunlich. Die Stadt



Die Untertorbrücke.

Lithographie von Haller, nach G. Lory, Vater. „Die Brücke zeigt noch die beiden hübschen Torbogen, die 1758 nach Entfernung der alten, von Baumeister Hübscher 1487 über die ganze Brücke erstellten Befestigungen, durch Architekt Ritter als zierliche Brückenköpfe erbaut wurden. 1820 wurde der innere Bogen entfernt und landwärts der Graben ausgefüllt, über den eine Zugbrücke führte. In den 60er Jahren wurde das reizvolle Tor abgebrochen, der Turm zur Mietskaserne verschönert.

wird es sich erhalten. Es wird in dem Museum, das wir erstreben — und es wird und muß kommen — der Grundstein, ein Pracht- und Schaustück sein."

Er war ein kluger Mann. Die Leute sagten, daß er es sicher noch bis zum Präfekten bringen werde.

Der Doktor lachte. Und da man ihm höflich Platz machte, besah er nun seinerseits die schwärzlichen Nußbaumschnitzereien mit all dem Behagen, das er hierhergebracht und mit einer neuen, herzlichen Freude und Rührung dazu, weil er das Schöne liebte.

Und dann ging er mit dem Syndikus nach dem Garten. Die Bürger disputierten weiter. (Fortsetzung folgt.)

„Siebenhundert Jahre Bern".

Von Hans Blösch.*)

Daß es sich bei unserem Titel um das vom literarisch interessierten Berner Publikum mit Spannung erwartete Werk des Oberbibliothekars unserer Stadtbibliothek handelt, werden unsere Leser an den Gänsefüßchen gleich erraten haben. Sie mögen es sich nun von ihrem Buchhändler vorlegen lassen und das nachprüfen, was wir als Empfehlung des Buches hier vorbringen. Wir glauben und hoffen, daß eine solche Nachprüfung auf alle Fälle eher den Entschluß reifen läßt, das Buch zu kaufen, als den, es zurückzuschicken. Wir möchten gerade diesem Buche die Zahl von ersten Käufern gönnen, die nötig ist, um dem wagemutigen Verleger über die Risikoschwelle hinüber zu helfen. Daß es sich später halten und vom glücklichen Besitzer von Jahr zu Jahr mehr geschätzt sein wird, ist unsere feste Ueberzeugung. Dies aus mehrfachen Gründen.

Hans Blöschs Bern-Monographie erscheint in einem Zeitpunkt, da die bereits bestehenden zusammenfassenden Darstellungen dieser Art: das Türlersche im Verlag Kaiser & Cie. und das von Rodtsche des Franckschen Verlages, vergriffen und nicht mehr zu haben sind. Die Nachfrage nach einer Darstellung, die dem Interessierten Auskunft gibt über den Werdegang der Stadt Bern — der schweizerischen Bundesstadt — in ihrer kulturellen Totalität, die Nachfrage nach einem solchen Werk besteht heute noch und wird immer bestehen, so lange es Berner gibt, die mit ihren Gefühlen im Heimatboden und in der Heimatgeschichte verankert sind und für die die Heimatliebe der Nährgrund schlichter, edler Menschlichkeit bedeutet. Und so lange es auch fremde Reisende gibt, die unser schönes Bern in einem kurzen Aufenthalt lieben gelernt haben und nun in einem vertieften Studium noch näher kennen lernen möchten.

Dieses Bedürfnis scheinen Verlag und Verfasser von Anfang an im Auge gehabt zu haben, und darauf ist das Werk auch eingestellt in seiner Anlage.

Es läßt Wort und Bild räumlich ungefähr gleichen Anteil. Der Bilderteil ist durch die Menge der hier reproduzierten seltenen, z. T. sehr seltenen Originaldarstellungen

*) Verlag Herbert Lang & Cie., Bern. 1931. 304 Seiten Quartformat, davon 158 Seiten Text mit 12 farbigen Einschaltbildern und 146 Seiten Illustrationen (Autotypien) nach Originalzeichnungen oder Aquarellen oder photographischen Aufnahmen.

NB. Unsere Bilder S. 82, 83 und 84 sind Illustrationsproben aus dem besprochenen Werke. Die Klischees wurden uns vom Verlage freundlichst zur Verfügung gestellt.